

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG  
Jahrbuch 2000

Literaturkonzepte  
im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Erika Brokmann (Detmold), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Bochum), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Angelika Schlimmer (Köln), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF  
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2000  
6. Jahrgang

# Literaturkonzepte im Vormärz

Redaktion:

Michael Vogt (Schwerpunktthema)  
und Detlev Kopp

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: [www.vormaerz.de](http://www.vormaerz.de)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Forum Vormärz Forschung:**

Jahrbuch ... / FVF, Forum Vormärz Forschung e.V.

– Bielefeld : Aisthesis Verl.

Literaturkonzepte im Vormärz / Red.: Michael Vogt  
und Detlev Kopp. – Bielefeld : Aisthesis Verl. 2001

(Jahrbuch ... /FVF, Forum Vormärz Forschung ; Jg. 6, 2000)

ISBN 3-89528-332-0

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1  
mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt.  
Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht  
mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2001  
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld  
Satz: Germano Wallmann, [gw@geisterwort.de](mailto:gw@geisterwort.de)  
Herstellung: Digital PS Druck AG, Frensdorf  
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89528-332-0

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

Bernd Füllner (Düsseldorf)

Georg Weerths *Leben und Thaten  
des berühmten Ritters Schnapphahnski.*  
Von der Journal- zur Buchfassung

Zufällig haben mich die Zentralgewalt und die Gerichte zu dieser Rechtfertigung *gezwungen*. Der „Schnapphahnski“, wie er in der „N. Rh. Ztg.“ erschien, würde sonst längst vergessen sein. Vielleicht haben mich die Gerichte dazu gezwungen, ein gutes Buch zu schreiben!<sup>1</sup>

Im August 1849 erschien bei Hoffmann und Campe in Hamburg Weerths satirischer Roman *Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski*. Ein Jahr zuvor, am 8. August 1848, konnte man die erste Folge des unter gleichem Titel anonym erscheinenden Feuilletonromans in der von Karl Marx verantwortlich redigierten *Neuen Rheinischen Zeitung* (abgekürzt *NRhZ*) lesen. In 21 Folgen erschien er dort bis zum 21. Januar 1849. Das große Vorbild dafür lieferte Eugène Sue (1804-1857) mit seinen *Mystères de Paris* (1842/43), der in Frankreich einen ungeheuren Publikumserfolg hatte und in Deutschland in zahlreichen Übersetzungen<sup>2</sup> vorlag. Besonders scheinen Weerth, so schreibt Bachleitner in seiner *Kleinen Geschichte des deutschen Feuilletonromans*, „dessen Potential zur Provokation und die positive Wirkung auf Ansehen und Auflage einer Zeitung imponiert zu haben.“<sup>3</sup> Titelheld des *Schnapphahnski* ist Fürst Felix Lichnowsky (1814-1848), konservativer Abgeordneter in der Frankfurter Nationalversammlung, dessen blamable Abenteuer, Liebschaften, Duelle und Intrigen von Weerth satirisch geschildert werden.

---

<sup>1</sup> In: Georg Weerth: *Sämtliche Briefe*, hrsg. von Jürgen-Wolfgang Goette unter Mitw. von Jan Gielkens. Frankfurt/M., New York 1989, Bd. I, S. 480 (im folgenden abgekürzt SB).

<sup>2</sup> Von den *Mystères de Paris* erschienen in Deutschland bis 1844 vier verschiedene, vom *Juif errant* innerhalb eines Jahres zwölf deutsche Übersetzungen (vgl. Norbert Bachleitner: *Kleine Geschichte des deutschen Feuilletonromans*. Tübingen 1999, S. 31).

<sup>3</sup> Ebd., S. 50.

*Feuilletonroman und illustrierte Teilausgabe bei August Stritt*

Schnell hat Weerths Feuilletonroman in der engeren Umgebung von Köln – auch darüber hinaus – eine gewisse Popularität erlangt. Als schließlich Mitte August 1848 das Dombaufest zur 6. Säkularfeier der Grundsteinlegung zum Kölner Dom mit großem Pomp gefeiert werden sollte, und Weerth seinen Fortsetzungsroman zugunsten einer die Feierlichkeiten begleitenden, aktuellen Berichterstattung für drei Wochen unterbricht, zeigt sich, daß dieser längst zum ‘Selbstläufer’ geworden ist. In der Ausgabe vom 14. August 1848, an einem Tag, an dem keine neue Folge des *Schnapphahnski* erscheint, und an dem die Abgeordneten der Nationalversammlung – und mit ihnen Fürst Lichnowsky – aus Frankfurt in Köln eintreffen sollen, rücken die fiktiven „Bedienten des Grafen X. in Ohlau“<sup>4</sup>, die Schnapphahnski seit der ersten Folge wie Erinnyen mit nie erlahmender Wut verfolgen, eine Annonce in den Anzeigenteil der *NRbZ* ein, mit der die Leser zu einer gemeinsamen anarchistischen, oder besser ‘spaßguerillahaften’ Aktion aufgerufen werden:

„Ritter Schnapphahnski“

Sichern Nachrichten zufolge wird der Stadt Köln die Ehre, den Ritter Schnapphahnski von heute Abend an auf einige Tage in ihren Mauern zu bergen. Mehrere Gesinnungs-Genossen wünschen ihm ihre Anerkennung mit Fackelzug und weißgekleideten Jungfrauen darzubringen. Teilnehmer mögen sich in Cäcilien melden.

Die Bediensteten des Grafen X.  
in Ohlau.<sup>5</sup>

Ende August/Anfang September 1848 erscheint beim radikaldemokratischen Frankfurter Verleger August Stritt anonym eine broschierte und mit vier ganzseitigen Karikaturen illustrierte Ausgabe der ersten fünf Folgen des *Schnapphahnski*, angekündigt als erste Lieferung, weitere Lieferungen folgten jedoch nicht<sup>6</sup>, was sicher mit der Ermordung Lichnowsky am

<sup>4</sup> Die „Bedienten aus O.“ verfolgen ihn bis in die vierte Folge (*NRbZ*, Nr. 72, vom 11. August 1848), wo sie sogar in Berlin auftauchen: „da ragten mit einem Male die Stöcke der Bedienten aus O. in Schlesien in die Scene hinein.“

<sup>5</sup> Anzeige in: *NRbZ*, Nr. 75 vom 14. August 1848.

<sup>6</sup> Füllner: „...wie ein Lilienstiefel“. Anmerkungen zur illustrierten Ausgabe von Georg Weerths Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. – In: *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 4. 1997, S. 313-327. Ob es zwischen Weerth und Stritt eine Absprache über den ill. Nachdruck gegeben hat, ist unklar.

18. September und der Ende September eingeleiteten gerichtlichen Untersuchung gegen Weerth wegen Verleumdung des Abgeordneten in Verbindung gebracht werden muß. Diese Ausgabe leistete, vor allem wegen der beigegebenen Karikaturen, einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Popularisierung des zweifelhaften „Ritters“, und ermuntert Weerth im Spätherbst 1848 schließlich, weitere Fortsetzungen zu publizieren bzw. weitere Folgen zu verfassen und, nach Erscheinen der letzten Folge am 21. Januar 1849, das Buchprojekt mit Julius Campe in Hamburg voranzutreiben.<sup>7</sup>

Im folgenden soll versucht werden, den Weg vom Feuilletonroman zum Roman, d.h. von der *NRbZ* zum renommierten Verlag von Julius Campe in Hamburg, nachzuzeichnen, im Mittelpunkt sollen dabei die inhaltlichen Unterschiede der beiden Fassungen stehen.

#### *Verhandlungen mit Campe, Erscheinungsdatum der Buchfassung*

„Ein Drang, der wahrlich nicht von innen kommt“, wie der arme kranke Heinrich [Heine] bemerkt<sup>8</sup>, zwingt mich dazu, mich der deutschen Literatur und die deutsche Literatur mit mir bekannt zu machen. Ich laufe herum und erkundige mich bei allen Gimpeln, wo ein Markt für meine Überproduktion zu erspähen ist (SB I, S. 413).

---

<sup>7</sup> Als weitere Reaktion seien hier zwei in Frankfurt erschienene Karikaturen erwähnt, die den literarischen Namen Schnapphahnski benutzen, die eine stammt von Ludwig von Elliot, sie zeigt Lichnowsky, der sich bei einem Händler erkundigt, ob neue Karikaturen auf ihn erschienen sind. Die zweite stammt von einem anonymen Künstler und stellt Lichnowsky als ‘Hahn’ im Gespräch mit einer Frankfurter Patrizierin als ‘Gans’ dar (vgl. *Liberalnichtsfsky und der deutsche Michel. Die Karikatur in der Revolution von 1848/49*. Katalog und Ausstellung: Richard W. Gassen, Karl-Ludwig Hofmann. Ludwigshafen 1988, S. 54).

<sup>8</sup> In der Vorrede zur Buchausgabe des *Atta Troll* von 1846 schreibt Heine: „In solcher unfertigen Gestalt, leidlich aufgestutzt und nur äußerlich geründet, übergebe ich ihn heute dem Publiko, einem Drange gehorchend, der wahrlich nicht von innen kommt.“ – In: Heinrich Heine: *Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke*. (Düsseldorfer Ausgabe). In Verbindung mit dem Heinrich-Heine-Institut hrsg. von Manfred Windfuhr. Hamburg 1973-1997, Bd. IV, S. 9 (im folgenden abgekürzt DHA).



Mit diesen Worten versucht Weerth im Sommer 1846 brieflich Gottfried Kinkel, den alten Freund aus der gemeinsamen Bonner Zeit, dazu zu überreden, ihn bei der Suche nach geeigneten Verlegern zu unterstützen. Doch scheint Kinkel nicht die geeignete Adresse zu sein, und auch das mitgeschickte Poem, das Weerth doch in einem Almanach Kinkels veröffentlicht sehen möchte, erblickt das Licht der Welt erst 110 Jahre später in der Ausgabe sämtlicher Werke.<sup>9</sup> Wie nun gelingt es Weerth, für seinen *Schnapphahnski* einen Verleger zu finden, dazu auch noch mit Julius Campe einen der bekanntesten Verleger oppositioneller Literatur der Zeit, der in den 40er Jahren mit Heine, Gutzkow, Hoffmann (von Fallersleben), Dingelstedt, Wienbarg u.a. die wichtigsten Vormärzautoren verlegte. Zunächst ist Weerth für Campe ein Unbekannter, ein Autor ohne jegliche eigenständige Publikation, der allerdings in der letzten Zeit, vor allem nach der unerwarteten Publizität, die ihm seine Rede auf dem „Freihandelskongreß“ am 18. September 1847 in Brüssel eingebracht hatte, mit zahlreichen Veröffentlichungen in auflagenstarken Tageszeitungen (*Kölnische Zeitung*, *Deutsche Zeitung*, Heidelberg und *Neue Rheinische Zeitung*) hervorgetreten ist, und außerdem gute Kontakte zu bekannten Persönlichkeiten hat. Zudem ist *Schnapphahnski* ein Schlüsselroman, eine Skandalgeschichte, die größeres Publikumsinteresse verspricht. Die Titelfigur ist eine überaus bekannte und umstrittene Persönlichkeit aus dem öffentlichen Leben, der in Köln gegen den Verfasser anhängige Prozeß sorgt für zusätzliche Publizität und macht zeitaufwendige und kostspielige Werbemaßnahmen des Verlegers überflüssig. So interessant und publikumswirksam scheint Campe Weerths Werk zu sein, daß er schließlich immerhin 2.000 Exemplare<sup>10</sup> druckt.

Von der Journalfassung ist im umfangreichen Georg-Weerth-Nachlaß keine Manuskriptseite erhalten, was nicht weiter überrascht, haben sich doch insgesamt zu den Artikeln, die in der *NRbZ* erschienen sind, verschwindend wenige, bruchstückhafte, handschriftliche Vorlagen erhalten.

---

<sup>9</sup> Die *Ouvertüre* (mehr ist nicht überliefert) des Gedichts *Aus dem Reiselied eines Vagabunden* erschien 1956 in: Georg Weerth: *Sämtliche Werke in fünf Bänden*, hrsg. von Bruno Kaiser. Berlin 1956/57, Bd. I, S. 120-130 (im folgenden abgekürzt SW).

<sup>10</sup> Zum Vergleich: Die Erstauflage von Heines Werken bei Hoffmann und Campe schwankte zwischen 1.500 und 3.000, nur die *Neuen Gedichte* von 1844 (4.000) und der *Romanzero* von 1851 (5.000) wurde in höherer Erstauflage gedruckt (Vgl. Edda Ziegler: *Julius Campe – Der Verleger Heinrich Heines*. Hamburg 1976, S. 177ff.).

Da alle Mitarbeiter der Zeitung immer wieder mit Haussuchungen rechnen mußten, wurden alle Unterlagen, die zur Bestimmung der Identität der einzelnen Verfasser der fast immer anonym erscheinenden Artikel beitragen konnten, systematisch vernichtet. Ebenso schlecht ist die Überlieferungslage hinsichtlich der Vertragsverhandlungen zwischen Campe und Weerth; über den Zeitpunkt des Vertragsabschlusses und die Herstellung der Druckvorlage existieren keine Dokumente. Überliefert sind neben einem Brieffragment vom 24. März 1849 mit Weerths Vorschlag, sein Werk dem großen Vorbild Heine zu widmen<sup>11</sup>, und einer Honorarquittung vom 24. Juli 1849 über 20 Frd'ors<sup>12</sup> nur ein längerer Brief an Campe vom 12. August 1849, in dem er ihn um Versendung von 12 Freixemplaren<sup>13</sup> bittet. Im selben Brief empfiehlt sich Weerth Campe als 'Literaturagent', er bietet ihm die – freilich noch nicht geschriebenen – Memoiren von Lola Montez, auf deren Abfassung er mehr oder weniger Einfluß haben werde, da er „Lola versprechen mußte, ihr namentlich für ihre Aventüren in Deutschland mit verschiedenem Stoff an die Hand zu gehen“, zum Verlag an. Auch Campes Plan, ein Werk über die Revolution zu publizieren, hat Weerth schon mit Freunden besprochen, als Autor schlägt er Karl Marx vor, der am besten die „Zusammenhänge all dessen, was der Revolution vorherging“<sup>14</sup> kenne, ein Plan, der aber nicht realisiert wurde.

Von entscheidender Bedeutung für die Beziehung zwischen Autor und Verleger ist Weerths Hamburgaufenthalt von Ende Januar 1849.<sup>15</sup> Kaum war die letzte Folge des Feuilletonromans am 21. Januar in der *NRhZ* erschienen, verließ Weerth Köln und reiste nach Hamburg, wo er mit seinem Geschäftspartner von Emanuel & Son Verhandlungen über

---

<sup>11</sup> „Er ist der Vater des Schnapphahnski und man hätte dann zugleich Gelegenheit, dem deutschen Michel einmal zu wiederholen, daß Heine einer der wenigen Poeten ist, welche alle Revolutionen der Welt überleben würden“ (SB I, S. 472).

<sup>12</sup> Bibliothek des Börsenvereins Leipzig, L I/499. Für seine ersten Werke hatte auch Heine ein ähnliches Honorar bekommen (vgl. Ziegler: *Julius Campe*. 1976 [Anm. 10], S. 178f).

<sup>13</sup> Georg Weerth an Julius Campe vom 12.8.1849; SB I, S. 497f.

<sup>14</sup> Ebd., S. 498f.

<sup>15</sup> Möglicherweise war Weerth schon Ende Oktober/ Anfang November in Hamburg, vgl. den undatierten Brief von Wilhelmine Weerth an Wilhelm Weerth von Herbst 1848, in dem sie von Weerths Plänen, „vor Ende des Jahres nach Hamburg“ zu reisen, berichtet (SB I, S. 455f.).

eine erneute Zusammenarbeit führte. Bei dieser Gelegenheit besucht er Julius Campe, den Verleger der Werke Heinrich Heines, und bespricht vermutlich mit ihm sein Buchprojekt. Wenige Tage später, am 30. Januar, berichtet er seiner Mutter sehr vage von seinem Zusammentreffen mit dem bekannten Verleger, ohne allerdings ihr gegenüber das Buchprojekt<sup>16</sup> zu erwähnen: „Mit Campe, dem alten Verleger von Heine, Börne usw., war ich auch schon mehrere Male zusammen, und ich erfahre und lerne wieder mancherlei“ (SB I, S. 462). Ob zu diesem Zeitpunkt schon endgültige Absprachen getroffen wurden, muß unklar bleiben, zweieinhalb Monate später aber scheint das Buchprojekt vertraglich abgesichert zu sein, denn am 11. April 1849 teilt Weerth seiner Mutter zuversichtlich mit: „Bei Hoffmann & Campe in Hamburg erscheint jetzt von mir ‚Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski‘“ (SB I, S. 473).<sup>17</sup>

Auf diese Mitteilung hin verhehlt Wilhelmine Weerth dem Sohn nicht ihre tiefe Abneigung gegen das Buchprojekt und klagt im Brief vom 18./26. April 1849: „[...] schrecklich unangenehm ist es mir, wenn diese Schnapphahnski's-Geschichte abermals zum Vorschein kommt – wovon ich lieber hätte, daß sich kein Fetzen mehr davon in der Welt befände“ (SB I, S. 475).

Zu diesem Zeitpunkt kann Weerth noch nicht das vollständige Manuskript an den Verleger gesandt haben, möglicherweise aber hat er es in mehreren Partien geschickt, eine erste Sendung Mitte April, und eine oder mehrere weitere zu einem späteren Zeitpunkt. Die lapidare briefliche Feststellung, sein Werk erscheine nun bei „Hoffmann & Campe in Hamburg“ steht im Briefwechsel einzig da, keine Bemerkung vorher, kein späterer Hinweis flankiert sie oder bringt gar weitere Erläuterungen. Wahrscheinlich hat der Autor schon bei seinem Hamburgbesuch Ende Januar 1849 die entsprechenden Feuilletons aus der *NRhZ* Julius Campe

---

<sup>16</sup> So beklagt sich die Mutter bei ihrem Sohn in einem Brief vom 5. Januar 1849, daß er in der *NRhZ* neue Folgen des *Schnapphahnski* erscheinen lasse: „Nein das gefiel mir schlecht, als der Name noch immer wieder auftauchte – ‘man lasse ruhn die Toten!’“ (SB I, S. 460).

<sup>17</sup> Weerth versucht seine über die in Aussicht stehende Buchpublikation verärgerte Mutter zu beruhigen, indem er vorgibt, wenigstens der *Schnapphahnski*-Prozeß scheine zu versanden. Zu diesem Zeitpunkt kannte Weerth natürlich schon den Beschluß der Strafrechtskammer vom 5. März 1849 mit der Vorladung zur Gerichtsverhandlung am 12. Mai 1849 (vgl. *Prozessakten*, Georg-Weerth-Nachlaß, IISG Amsterdam).

zur Begutachtung gegeben. Campe seinerseits scheint Weerth zu einigen erheblichen Änderungen und vor allem Erweiterungen des für einen Roman doch etwas schmalen Manuskripts veranlaßt zu haben. Nach den Erfahrungen mit anderen Buchproduktionen bei Hoffmann und Campe ist jedenfalls auch ein erheblich späterer Abgabetermin vorstellbar. So hat z.B. die Druckerei H.G. Voigt in Wandsbek, die auch Weerths *Schnapphahnski* herstellt, um die Jahreswende 1846/47 für den Druck von Heines *Atta Troll* nur knapp drei Wochen benötigt, die Druckvorlage ging am 14. und die Vorrede, wenige Tage später, am 19. Dezember an Campe, d.h. die Arbeiten gingen so zügig vonstatten, daß „Heine mit dem Wunsch, eine Stelle in der Vorrede zu streichen, am 3. Januar 1847 schon zu spät kam.“<sup>18</sup> Auch wenn man bedenken muß, daß der *Schnapphahnski* nahezu doppelt so umfangreich ist, wäre es also durchaus denkbar, daß Weerth erst nachdem die *NRbZ* am 19. Mai 1849 ihr Erscheinen gezwungenermaßen eingestellt hat, den letzten Teil der Druckvorlage fertiggestellt hat. Da Weerth das Urteil der Korrekzionell-Appellationskammer<sup>19</sup> vom 4. Juli 1849 noch in das für die Buchfassung neu geschriebene Kapitel *Die Nordsee* integriert hat, wird zumindest dieser Teil der Druckvorlage also erst nach dem 4. Juli an Campe abgegangen sein. Vom 14. bis zum 25. Juli hat sich Weerth in Hamburg aufgehalten, diese Gelegenheit wird er vermutlich genutzt haben, den Produktionsprozeß zu begleiten und die Fahnenkorrekturen vor Ort vorzunehmen.

Eindeutig klar hingegen ist das Erscheinungsdatum der Buchfassung des Feuilletonromans bei Hoffmann und Campe in Hamburg. Hergestellt wurde sie, wie oben bereits erwähnt, von der Wandsbeker Druckerei H.G. Voigt, „da hier – wegen der Bestechlichkeit des zuständigen Zensors<sup>20</sup> – weitgehende Zensurfreiheit zu erlangen war, in Deutschland

---

<sup>18</sup> Vgl. Woesslers Entstehungsgeschichte des *Atta Troll* (DHA IV, S. 327f.).

<sup>19</sup> Nach der Revision des Urteils (Freispruch) erster Instanz vom 29. Mai 1849 war der Verleumdungsprozeß nun vor der Berufungskammer des Appellationsgerichts, der Korrekzionell-Appellationskammer, gelandet. – Das Urteil war schon im Strafantrag von Staatsanwalt Bölling enthalten, der allerdings in der Verhandlung vom 29. Mai 1849 scheiterte (vgl. Gerhard Becker: Die gerichtliche Untersuchung gegen Karl Marx und die „Neue Rheinische Zeitung“ im Herbst 1848. In: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*. XXIII. 1975, Heft 9, S. 1055).

<sup>20</sup> „[...] der Censor thut für 12 Flaschen – viel!“ – In: Heinrich Heine: *Werke – Briefe – Lebenszeugnisse. Säkularausgabe*, hrsg. von Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen Literatur in Weimaar (seit 1991: Stiftung Wei-

auch nach 1848 noch keine Selbstverständlichkeit.<sup>21</sup> Belege für eine engere Eingrenzung des Herstellungsdatums liefern zwei Rechnungen vom 10. und 11. August 1849<sup>22</sup> der Hamburger Buchbindereien C.C.F. Micolci (1.250 Exemplare) und C.D.L. Kleißen (750 Exemplare). Als Datum des Erscheinens ist somit Anfang August 1849 anzusetzen. Um diese Zeit, genauer am 12. August, teilt Weerth seiner Mutter die Vollendung des Buchdrucks mit. Dabei sucht er, ihre Sorgen über den weiteren Prozeßverlauf zu zerstreuen, zugleich aber auch ihre vorher geäußerte Verärgerung über die Buchpublikation dadurch abzumildern, daß er darauf hinweist, daß der soeben erschienene Roman den „besten Beweis gegen [die] Anklage“ (SB I, S. 500) liefere. Nur wenig später, ab dem 22. August 1849, erscheinen in der *Westdeutschen Zeitung* mehrfach großformatige Anzeigen der F.C. Eisen'schen Sortiments-Buch- und Kunsthandlung in Köln, die zum Kauf des soeben erschienenen Buchs einladen. Die erste, allerdings private, Reaktion stammt von Karl August Varnhagen von Ense, der bereits am 24. August 1849 in sein Tagebuch notiert: „Sämtliche Schändlichkeiten und Gemeinheiten Lichnowskis. Das Helgoländer Mädchen, die Herzogin, die Ohrfeigengeschichte – nichts fehlt.“<sup>23</sup> Am 10. Dezember 1849 erscheint dann die einzige nachgewiesene Rezension des Romans in den *Blättern für literarische Unterhaltung*<sup>24</sup>, die vom Kritiker und Romancier Willibald Alexis stammt.

### *Von der Journal- zur Buchfassung*

Von grundsätzlicher Bedeutung für die Unterschiede zwischen Journal- und Buchfassung ist die Tatsache, daß Weerth ursprünglich nicht geplant

---

marer Klassik) und dem Centre National de la Recherche Scientifique in Paris. Berlin und Paris 197ff., Bd. XXV, S. 248 (im folgenden abgekürzt HSA).

<sup>21</sup> Vgl. DHA IV, S. 327. Edda Ziegler: *Julius Campe*. 1976 [Anm. 10], S. 289.

<sup>22</sup> Die Fakturen der beiden Hamburger Buchbindereien C.C.F. Micolci und C.D.L. Kleißen datieren vom 10. und 11. August (Archiv des Börsenvereins Leipzig, L I, 339 u. 391). Die Gesamtauflage von 2000 Exemplaren entspricht der bei Hoffmann und Campe üblichen Durchschnittsauflage und kann sich durchaus mit der Erstauflage einzelner Werke von H. Heine messen (vgl. Ziegler. *Julius Campe*. 1976 [Anm. 10], S. 193ff.)

<sup>23</sup> Karl August Varnhagen von Ense. *Tagebücher*. Leipzig 1868, Bd. VI, S. 334f.

<sup>24</sup> *Blätter für literarische Unterhaltung*, Nr. 295 vom 10. Dezember 1849, S. 1178-1180.

hatte, den *Schnapphahnski* zu einem umfangreichen Feuilletonroman auszuarbeiten. Vorgesehen war zunächst etwa ein Umfang, vergleichbar dem seiner übrigen Feuilletonserien. Ähnlich wie bei den *Englischen Reisen*, den *Scherzhaften Reisen*, dem *Domfest von 1848*, dem Feuilleton *Die Langeweile, der Spleen und die Seekrankheit* u.a., die alle aus fünf bis sieben Fortsetzungen bestehen, sah der erste Plan des *Schnapphahnski* nur sechs Kapitel mit einem Umfang von knapp 80 Seiten der späteren Buchausgabe vor. Diese Konzeption stellt der Autor seinen Lesern im ersten Kapitel mit wenigen Worten vor:

In sechs verschiedenen Lebenslagen werde ich den Ritter schildern. Zuerst ist er verliebt<sup>25</sup>, dann hat er ein Duell<sup>26</sup>; hierauf passiert ihm eine verdrießliche Geschichte<sup>27</sup>, dann besteht er ein Diamantenabentheuer<sup>28</sup>; fünftens reis't er nach Spanien<sup>29</sup>, und sechstens wird er nach dem Ratschluß gen . . . . . nationalversammelt<sup>30</sup>, um unter den Gestirnen des Tages zu glänzen als ein erster Stern.<sup>31</sup>

Die ersten sechs Folgen bis zum *Spanien*-Kapitel der Buchfassung, das sich ja auf Lichnowskys 1841 erschienene *Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839* bezieht<sup>32</sup>, hatte Weerth bereits vor dem Erscheinen der ersten Folge konzipiert und geschrieben. Ebenso eine weitere Folge, die den Ritter in Frankfurt „nationalversammelt“ zeigen sollte, und die möglicherweise wegen der hinzugefügten neugeschriebenen Folgen, die den Ritter mit satirischem Kommentar durch die Anfänge der 40er Jahre begleiten, an das Ende der Journalfassung gerückt wurde, und mit dem Kapitel *Die Politik* der Buchfassung übereinstimmt. In ihr wird die Skandalgeschichte *Schnapphahnskis* mit der aktuellen Tagespolitik verbunden,

<sup>25</sup> NRbZ, Nr. 69 vom 8. August 1848 = I. *Schlesien* (*Schnapphahnski*. 1849).

<sup>26</sup> NRbZ, Nr. 70 vom 9. August 1848 = II. *Troppau* (*Schnapphahnski*. 1849).

<sup>27</sup> NRbZ, Nr. 71 vom 10. August 1848 = III. *Berlin* (*Schnapphahnski*. 1849).

<sup>28</sup> NRbZ, Nr. 72 vom 11. August 1848 = IV. *Die Diamanten* (*Schnapphahnski*. 1849).

<sup>29</sup> NRbZ, Nr. 74, 92 vom 13. August u. 2. September 1848 = V. *Spanien* (*Schnapphahnski*. 1849).

<sup>30</sup> NRbZ, Nr. 201 vom 21. Januar 1849 (letzte Folge!) = XX. *Die Politik* (*Schnapphahnski*. 1849), auch wenn hier Lichnowskys Auftritt in der Frankfurter Paulskirche nur angedeutet wird.

<sup>31</sup> NRbZ, Nr. 69 vom 8. August 1848 (vgl. SW IV, S: 520).

<sup>32</sup> [Lichnowsky] *Erinnerungen aus den Jahren 1837, 1838 und 1839*. 2 Theile. Frankfurt/M. 1841.

sie wird also bis in die Gegenwart geführt, auch wenn die Frankfurter Nationalversammlung nicht konkret genannt wird. Weerth schildert Lichnowskys Duellaffären, Liebesgeschichten, Skandale aus den Jahren 1837 bis 1842 und karikiert dessen spätere politische Karriere als Abgeordneter des ersten Vereinigten Landtags von Preußen von 1847.

Die fünf ab dem 6. September 1848 erschienenen Fortsetzungen und die weiteren neun, nach einer zweiten längeren Unterbrechung, ab dem 13. Dezember 1848 erschienenen Folgen hat der Autor vermutlich erst später begonnen und nach und nach geschrieben, nachdem die ersten Kapitel von der Öffentlichkeit mit großem Interesse und so überaus positiv aufgenommen wurden. Möglicherweise beruhen sie auch auf neu eingegangenen Informationen über Fürst Lichnowsky, die der Autor bzw. die Redaktion der *NRbZ* erst im Herbst 1848 oder Winter 1848/49 erhalten hat, wobei die Gräfin Sophie von Hatzfeldt (1805-1881), Freundin Ferdinand Lassalles, als potentielle Informantin in Frage kommt.<sup>33</sup>

Im nachhinein versucht Weerth gegenüber seiner Mutter in einem Brief vom 1. Juni 1849 die „erbärmlichsten juristischen Spitzfindigkeiten“ des Gerichts dafür verantwortlich zu machen, daß er schließlich im Herbst 1848 den Feuilletonroman fortgesetzt habe, „ungeachtet vieler andrer Arbeiten<sup>34</sup>, [...] um den Gerichten und dem Publikum zu beweisen, daß unter dem Schnapphahnski nicht ausschließlich dieser oder jener bestimmte Mensch, sondern *die ganze Kategorie der preußischen Krautjunker zu verstehen sei*“ (SB I, S. 479). Die Gerichte, so ergänzt er, „haben mich [vielleicht] dazu gezwungen, ein gutes Buch zu schreiben!“ (SB I, S. 480).

Bei einer genaueren Untersuchung der Veränderungen zwischen Journal- und Buchfassung fällt als erstes auf, daß Weerth seinen Feuilletonroman um mehr als ein Drittel erweitert hat. Legt man den Seitenspiegel (26 Zeilen) der Buchfassung des *Schnapphahnski* von 1849 zugrunde, so würde die Journalfassung etwa 195 Seiten umfassen und die vier ergänzenden Kapitel 75 Seiten. Die Notwendigkeit der 30er und 40er Jahre, die 20-Bogengrenze zu überschreiten, um zumindest die Vorzensur zu

<sup>33</sup> So schreibt Georg Weerth seiner Mutter am 11. April 1848: „Neulich war ich auch in Düsseldorf bei der Gräfin Hatzfeld, wo ich stets Quartier habe; wir gingen zusammen ins Gefängnis und besuchten Lassalle [...]“ (SB I, S. 473). Vgl. auch Florian Vaßen: *Georg Weerth. Ein politischer Dichter des Vormärz und der Revolution von 1848/49*. Stuttgart 1971, S. 172.

<sup>34</sup> Im Oktober und November hat er zuerst allein mit Marx, dann mit Freiligrath und Marx die *NRbZ* bestritten.

umgehen, bestand nach den neuen Zensurbestimmungen von März 1848 nicht mehr<sup>35</sup>, es wäre auch ein leichtes gewesen, Weerths Roman mit seinen 273 Seiten auf einen größeren Umfang zu bringen, bedenkt man, daß Julius Campe 1840 z.B. Heines *Ludwig Börne. Eine Denkschrift* mit einem sehr luftigen Seitenspiegel von 19 Zeilen und großer Drucktype auf einen Umfang von 376 Seiten gebracht hatte.<sup>36</sup>

Im folgenden sollen die Veränderungen zwischen Journal- und Buchfassung herausgearbeitet werden, Streichungen bzw. Überarbeitungen sollen anhand ausgewählter Beispiele vorgestellt werden. Ein erster Vergleich der Fassungen zeigt, daß die beiden Kapitel *Herzog C.* und *Die Nordsee* sowie die Kapitel *Das Domfest* und *Der Gürzenich* in der Journalfassung fehlen, wobei sich zeigt, daß die beiden letzteren durch erhebliche Kürzungen und Änderungen aus dem siebenteiligen Feuilleton *Das Domfest von 1848*<sup>37</sup> (NRhZ, 18.-31.8.1848) hervorgegangen sind. Außerdem wurden die vierte bis siebte sowie die elfte und zwölfte Fortsetzung, d.h. die Kapitel *Die Diamanten*, *Spanien*, *Brüssel* und *Die Herzogin* der Buchfassung stärker überarbeitet und werden deshalb ebenfalls genauer untersucht. Bemerkenswert, daß die größeren Überarbeitungen ausschließlich Fortsetzungen betreffen, die vor der dreimonatigen Unterbrechung nach dem 20. September 1848 bereits erschienen waren.

Vorab einige Beispiele von Überarbeitungen, die mit der doch sehr grundsätzlichen Umwandlung des Feuilletonromans in einen Roman zusammenhängen. So streicht Weerth für die Buchfassung mehrere Aktualisierungen wie „heut zu Tage“ u.a., ebenso natürlich auch den in der ersten Folge dem Leser vorgestellten Plan, den Ritter in „sechs verschiedenen Lebenslagen“ vorstellen zu wollen, der durch die weiteren Fortsetzungen im Herbst und im Winter 1848/49 längst überholt, in der Buchfassung erst recht obsolet ist. Auch der Hinweis auf den ursprünglichen Publikationsort, fällt natürlich in der Buchfassung fort: „[...] wenn

---

<sup>35</sup> Das Diktat der 20-Bogen Grenze, das der Verleger an seinen Autor weiterzugeben pflegte, beklagt z.B. Heinrich Heine am 30. November 1830 gegenüber Karl August Varnhagen von Ense: „Ich mußte noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben um 20 Bogen zu füllen“ (HSA XX, S. 425).

<sup>36</sup> DHA XI, S. 293, 358. Hätte Campe auch beim *Schnapphahnski* einen Seitenspiegel von 19 Zeilen benutzt, wäre der Umfang auf etwa 370 Seiten angewachsen!

<sup>37</sup> In den beiden von Kaiser und Goette/Hermand/Schloesser herausgegebenen Werk-Ausgaben fehlt das siebenteilige Feuilleton *Das Domfest von 1848*.



Vater Homer nicht zufällig in einer Zeit gelebt hätte [...], wo man vor allen Dingen noch nicht so glücklich war, ein Feuilleton der Neuen Rheinischen Zeitung zu besitzen“ (NRbZ, Nr. 69 vom 8.8.1848). Ähnlich geht es der inhaltlichen Rekapitulation in der fünften Folge (dem Romankapitel: *Spanien*), die als Service für den Leser gedacht war, als erst nach einer fast dreiwöchigen Unterbrechung<sup>38</sup> die nächste Fortsetzung des *Schnapphahnski* erschien.

### *Vorspiel*

Ende Januar, nachdem die letzte Folge des Feuilletonromans erschienen war, lag zwar bereits der größere Teil der Druckvorlage vor, doch die zusätzlich nötig gewordenen Arbeitsgänge bei der Umwandlung eines Fortsetzungsromans in einen Roman bedeuteten sicher auch für einen gewandten Feuilletonisten wie Weerth keine geringe Arbeit. Eine Folge, die unverändert in die Buchfassung übernommen werden konnte, war das *Vorspiel an die Leser*, mit dem am 13. Dezember 1848<sup>39</sup>, nach fast drei Monaten Unterbrechung, die „zweite Abtheilung“ des *Schnapphahnski* begann, und das „als satirischer Kommentar des Autors zum Prozeß, als Metatext also“ diente, um das „drei Monate zuvor Mitgeteilte mit der angekündigten Fortsetzung zu verknüpfen“. In der Buchfassung wird das „Vorspiel“ den übrigen Kapiteln vorangestellt und erfüllt „als Metatext [...] nur die in diesem Medium übliche Funktion einer Einleitung“.<sup>40</sup>

Weerth nutzt das *Vorspiel* als willkommene Möglichkeit, die Verfolgung durch die Justiz in satirischer Brechung zu ironisieren. Sein satirischer Kommentar der gerichtlichen Verfolgungen gipfelt darin, daß er „ob der endlich verlorenen Unschuld“ dem Gerichtsvollzieher fast „um

---

<sup>38</sup> Weerth hatte sich für die Unterbrechung ausdrücklich bei seinem „Ritter“ entschuldigt: „Verzeih’n Sie, edler Ritter, daß ich nicht schon längst die Erzählung Ihres Lebens und Ihrer Abentheuer bis zu einem erquicklichen Ende fortgesetzt habe“ (NRbZ, Nr. 92 vom 2.9.1848).

<sup>39</sup> Die Voruntersuchungen waren zu diesem Zeitpunkt beendet. Am 3. Dezember 1848 schreibt Weerth (zusammen mit Stephan Naut) an Friedrich Engels: „Gegen mich ist die Untersuchung wegen Schnapphahnski geschlossen – die Rathskammer entscheidet nun“ (SB I, S. 459f.).

<sup>40</sup> Michael Vogt: Georg Weerths „Schnapphahnski“. Zur Form des ersten Feuilletonromans in Deutschland. – In: *Jahrbuch Forum Vormärz Forschung* 1. 1995, S. 103.

den Hals gefallen“ wäre, um ihn zu „herzen und zu küssen“, und daß er „ein über das andere Mal frohlockte [...]: ich bin ein Verbrecher! ein Verbrecher! Verbrecher!“ (*Schnapphahnski*. 1849, S. 4). Ähnlich wie Heine, der die Vorreden bzw. Vorworte zu seinen Werken zur persönlichen Abrechnung mit der staatlichen Zensur oder der Verlagszensur durch Campe nutzte, versucht Weerth in seiner Vorrede die Verteidigung seines inkriminierten Werks vorzubereiten<sup>41</sup>, wobei er auch nicht vergißt, ein von ihm erwünschtes Urteil zu antizipieren, nach dem „beide Theile [...] zufrieden mit dem Bescheid von dannen“ (*Schnapphahnski*. 1849, S. 11) gehen können.

#### IV. Die Diamanten

Die vierte Folge der Journalfassung ist die erste in größerem Umfang überarbeitete Fortsetzung, dabei beruhen diese Überarbeitungen wohl auf inzwischen erhaltenen zusätzlichen Informationen aus Fürst Lichnowskys Leben. Die hier geschilderte Skandalgeschichte hat einen realen Hintergrund und bezieht sich auf ein Ereignis aus dem Jahr 1837 in Berlin.<sup>42</sup> Der von der Familie nicht ausreichend mit Geldmitteln versehene 22 Jahre junge Fürst Lichnowsky hatte, um zu Geld zu kommen, gegen einen Wechsel beim Juwelier Hossauer Schmuck gekauft, einen Teil davon einer Schauspielerin (bei Weerth ist es eine Ballettänzerin) geschenkt, den größeren Teil aber einem Juden verkauft. Als der Wechsel schließlich fällig wurde, bekam Innenminister Gustav Adolph Rochus von Rochow (1792-1847) Kenntnis von den seltsamen Transaktionen Lichnowskys, und dessen Plan, die Prüfung für die Aufnahme in den diplomatischen Dienst Preußens abzulegen, wobei ihn nach Weerths Mitteilung ein Student unterstützen sollte, wurde zunichte. *Schnapphahnski* also schenkt seiner Ballettänzerin Schmuck, den er auf Kredit gekauft hat, doch hier lag das Problem: „Schnapphahnski hatte Credit grade so viel Credit, wie ein Ritter ohne Furcht und Tadel haben kann, ein Ritter,

<sup>41</sup> Vgl. hierzu auch die Briefe an den Präsidenten des Königl. Landgerichtes zu Köln vom 20.7., 29.9. und 11.10.1849; SB I, S. 495f., 508f. und 510f.

<sup>42</sup> Bernd Füllner: „Die Tatsachen sind alle wahr.“ Roman und Prozeß. Georg Weerths Adelsatire „Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ – In: *I. Internationales Georg-Weerth-Colloquium Detmold 1992*, hrsg. von Michael Vogt. Bielefeld 1993, S. 240-273, hier S. 245f.

der noch einmal Deputirter, Diplomat oder noch etwas schlimmeres werden konnte“ (NRbZ, Nr. 72 vom 11.8.1848).

In der einen Monat später erscheinenden 8. Folge (im Buchdruck das Kapitel *München*) ergänzt Weerth in einer Lesersprache die Angaben des früheren Kapitels mit neuen brisanten Informationen: Die ‘chronique scandaleuse’ des zweifelhaften Ritters erfährt eine Zuspitzung, und aus der Blamage des finanzschwachen Ritters wird ein Skandal, gespeist von einer gewissen ‘kriminellen Energie’, über die die Leserschaft unterrichtet werden soll. Denn ebenso wie heute, wo alte Geschichten über mehr oder weniger verdiente Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens von der Presse genüßlich ans Tageslicht gezerrt werden, so unterfüttert Weerth seine neuen Attacks gegen den Ritter mit der „aus guter Quelle“ stammenden brisanten Nachricht, daß er den Schmuck in Berlin nicht auf Kredit, sondern – und hier erhalten Weerths Vorwürfe in der Tat strafrechtliche Relevanz – auf den Namen des gleichwohl nicht direkt genannten preußischen Königs gekauft habe:

Aber ich teilte ihnen in meinen früheren Skizzen irrtümlich mit, daß sich Herr von Schnapphahnski nach jener fatalen Diamantengeschichte nur so ganz zufällig aus dem Staube gemacht habe. – Aus sehr guter Quelle habe ich seitdem erfahren, daß sich die Sache etwas anders verhielt. Der edle Ritter kaufte nämlich die fraglichen Diamanten nicht in seinem Namen, sondern für Rechnung des unsterblichen Gottes Zeus Kronion (NRbZ, Nr. 103 vom 15.9.1848).

Die Überarbeitungen dienen vor allem dem Ziel, die in der achte Fortsetzung vom 15. September 1848 mitgeteilten neuen Erkenntnisse nun in den richtigen Zusammenhang zu stellen, außerdem montiert er in den überarbeiteten Text zusätzliche Hinweise zur Unterstützung seiner Verdächtigung, der Ritter habe den Schmuck im Namen des preußischen Königs gekauft, ein:

<i>Journalfassung 1848/49</i>	<i>Buchfassung [August] 1849</i>
Doch überlassen wir die Tänzerin ihrer Freude an den blitzenden Steinen und den Juwelier seiner bangen Erwartung einer baaren Zahlung (NRbZ, Nr. 72 vom 11.8.1848).	Doch überlassen wir die Tänzerin ihrer Freude an den blitzenden Steinen und den Juwelier seinem festen Vertrauen in die Solvabilität Kronions <sup>43</sup> ( <i>Schnapphahnski</i> . 1849, S. 54).

<sup>43</sup> Gemeint ist hier eindeutig der preußische König Friedrich Wilhelm III.

selbst wenn man bei seinem Juwelier die billigsten Zahlungsbedingungen hat. (ebda.)

da erklang der Hohn des Grafen G. und das glückliche Lachen Carlottens, und ach,

die schöne Arbeit des Studenten PL-r hatte wieder allen Werth verloren [...] (ebda.).

selbst wenn man bei dem Hofjuwelier im Namen Gottes den unbeschränktesten Credit genießt (ebda.).

da erklang der Hohn des Grafen G. und das glückliche Lachen Carlottens, und ach, auch der Juwelier und reichte allerhöchsten Ortes<sup>44</sup> seine Rechnung ein und die schöne Arbeit des Studenten PL-r hatte wieder allen Werth verloren [...] (*Schnapphahnski*. 1849, S. 55f.).

## VI. Brüssel

Der zweite Teil des sechsten Kapitels, *Brüssel*, wurde für den Buchdruck vollständig neu geschrieben. Durchgängig ersetzt wird in dieser Folge der nicht namentlich genannte „\*\*\*Gesandte“ der Journalfassung durch einen „bekannten belgischen Künstler“. Ob dessen Identität bei den Zeitgenossen bekannt war, ist offen, während jedoch die historischen Personen ansonsten nahezu ausnahmslos aufgeschlüsselt werden konnten, bleibt die Identität des Künstlers bis heute im Dunkeln – möglich ist natürlich auch, daß Weerth hier keine bestimmte Person meint. Beim Austausch der Identitäten, vom „\*\*\*Gesandten“ zum „belgischen Künstler“ handelt es sich um eine Art vorausseilender Selbstzensur, um der doch immer noch drohenden Nachzensur keine unnötige Veranlassung für etwaige Eingriffe zu geben, denn jegliche Kritik an König, Kabinett und regierungsnahen Institutionen wurde geahndet. Die nachteilige Schilderung des Gesandten verwies für den zeitgenössischen Rezipienten eindeutig auf den preußischen Gesandten Theodor Franz Christian Graf von Seckendorff (1801-1858)<sup>45</sup>, der im Februar/März 1848 bei der Ausweisung von Marx aus Brüssel eine unrühmliche Rolle gespielt hatte. Der kleine Kunstgriff der Umbenennung jedoch reichte nicht aus, hatte Weerth doch den inneren deplorablen Zustand der

<sup>44</sup> Also am königlichen Hof.

<sup>45</sup> Theodor Franz Christian Graf von Seckendorff (1801-1858), deutscher Diplomat und preußischer Gesandter in Brüssel (bis ca. 1851), seit 1839 vermählt mit der Gräfin Helene Auguste Sophie von Fernemont.

Räumlichkeiten des preußischen Gesandtschaftsgebäudes äußerst depektierlich geschildert:

ein \*\*\* Gesandter darf es wagen, die „Kinder seiner großen Nation“ zwischen blaugeblühten Tassen, Betten, Kämmen, Stiefeln, ja, in den ganzen übelduftenden Kram des Bedientenzimmers zu plaziren (NRbZ, Nr. 95 vom 6.9.1848).

Der zweite Teil dieser Folge hatte damit geendet, daß Schnapphahnski, der sich allzu aufdringlich der Ehefrau des Gesandten genähert hatte, schmählich zur Botschaft hinausgeworfen wird. In der Buchfassung wird diese Passage komplett gestrichen, und damit auch der Hinweis auf das nahe Ende der Memoiren des Ritters, in der Buchfassung ohnehin obsolet: „Seine Memoiren waren fast vollendet; er reiste ab“ (NRbZ, Nr. 95 vom 6.9.1848). Nach dem ursprünglichen Plan fehlte nur noch die Schilderung der sechsten „Lebenslage“, in der der Ritter „nationalversammelt“ werden sollte.

Weerth hatte in den ersten Fortsetzungen in der NRbZ seinen Ritter als Figur konzipiert, die sich durch ihr renommistisches Verhalten von ihrer Umgebung abhebt. Die „Adelskreise, in denen er verkehrt und die ihn abweisen oder gar verjagen, erscheinen dadurch in positivem Licht, weil sie ja durchaus berechtigt handeln und der Leser nichts anderes über sie erfährt.“<sup>46</sup> In der Buchfassung wird nun der gestrichene zweite Teil der sechsten Folge ersetzt durch eine Schilderung eines neuerlichen Liebesfeldzugs *Schnapphahnskis* mit katastrophalem Ausgang auf einem Brüsseler Maskenball zur Karnevalszeit.<sup>47</sup> Diesmal wird *Schnapphahnski* fortgejagt, wegen seiner Annäherungsversuche an die Frau des belgischen Künstlers. In seiner Arbeit über den satirischen Stil in Weerths Prosawerken sieht Wolfgang Böttger in diesem Kapitelschluß eine neue Qualität:

Weerth [...] setzt an die Stelle ein literarisches Bild, in dem die in der Erstfassung an paralleler Stelle vermißten näheren Umstände des Hinauswurfs nunmehr gegeben werden. Aber nicht allein die Tatsache, daß er seine bildliche Darstellung der Blamage Schnapphahnskis gibt, kennzeichnet die neue Qualität, sondern vor allem, daß es in dieser neuen Szene zu einer Gegenüberstellung zwi-

<sup>46</sup> Wolfgang Böttger: *Die Herausbildung des satirischen Stils in den Prosawerken Georg Weerths*. Leipzig 1962 (Diss. masch.), S. 244.

<sup>47</sup> *Schnapphahnski* 1849, S. 77-81

schen Schnapphahnski und dem Künstler, einem Adligen und einem Bürger, kommt.“<sup>48</sup>

Als *Schnapphahnski* nämlich versucht, den herbeieilenden Ehemann mit seinem Namen und Titel einzuschüchtern, „brüllt der entrüstete Ehemann“ unter dem Beifall der Gäste: „Je m'en f...“, und als er ihm seine Karte überreicht, antwortet sein Gegenüber: „J'aurai ta carte dans ma poche et toi la mienne sur la figure.“<sup>49</sup> *Schnapphahnski* steht nun mit seiner heuchlerischen Moral nicht mehr als isolierter Einzelgänger da, seine Gegenspieler, der Künstler, ein Adliger, der sich entschieden auf die Seite des Angegriffenen stellt, und die Bürger sind ausnahmslos mit einbezogen. Obwohl Weerth für die Buchfassung seine scharfen Angriffe gegen den preußischen Gesandten in Brüssel und seine die preußische Regierung desavouierende Schilderung der Gesandtschaftsräume streicht, also konkrete antipreußische Attacken abschwächt, kommt Böttger zu dem Schluß, die überarbeitete Buchfassung sei „in jeder Hinsicht schärfer im Angriff“, und dies vor allem, weil Schnapphahnski bei „Gegenüberstellung“ „Bürgern unterliegt, die sich seinem Adelstitel gegenüber ausgesprochen respektlos verhalten“.<sup>50</sup>

## VII. Herzog C.

Das sich in der Buchfassung anschließende siebte Kapitel *Herzog C.*<sup>51</sup> fehlt in der Journalfassung. In ihm findet man den Ritter weiterhin in Brüssel, in Salonatmosphäre, wo er sich von Herzog Alfred von Croy für eine sehr geschmacklose Störung eines Klavierkonzerts eine Ohrfeige einhandelt. Zum anderen besteht das Kapitel zu etwas mehr als der Hälfte (9 ½ Seiten) aus einer umfangreichen humoristischen Abschweifung, die den Leser aus einem Brüsseler Salon nach London führt und

---

<sup>48</sup> Böttger: *Die Herausbildung des satirischen Stils [...]*. 1962 [Anm. 46], S. 252.

<sup>49</sup> *Schnapphahnski* 1849, S. 80f.

<sup>50</sup> Böttger: *Die Herausbildung des satirischen Stils [...]*. 1962 [Anm. 46], S. 252.

<sup>51</sup> Nach den Angaben des Weerth-Freunds Eduard Vehse, der das Kapitel später in seine mit pikanten Geschichten angereicherte „Geschichte der kleinen deutschen Höfe“ aufnahm, handelt es sich hier um den Herzog Alfred von Croy-Dülmen (geb. 1789), vgl. Vehse: *Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation*. 42. Bd. 6. Abt.: *Die kleinen Höfe*. 8. Th. *Die Mediatisirten*. Hamburg 1858, S. 14-22.

einen „Westphalen“ bei seinen Erlebnissen bei „abscheulichem Nebel“ bis auf die Kirchturmsspitze von St. Paul begleiten läßt. Einerseits hat dieser Exkurs die Funktion, das doch insgesamt etwas schmalbrüstige Manuskript den Bitten des Verlegers entsprechend umfangreicher zu gestalten. Andererseits ist Hotz zuzustimmen, der hierzu anmerkt, daß die verschiedenen als Exkurse bezeichneten Schilderungen des reisenden Spießbürgers in London – in einem anderen Kapitel des Theologieprofessors u.a. –, nicht etwa nur als zwar unterhaltsames, aber doch überflüssiges Füllmaterial anzusehen sind, sondern als „verkürzte Sozialporträts“, die den „Widerspruch der Zeit“ enthüllen.<sup>52</sup> Als solche geraten sie „aus dem Verdacht des zufällig einzelnen“, und nur so vermag die „Satire in ihrer polemischen Aggressivität dem gegen sie immer wieder erhobenen Vorwurf der Überholtheit durch die objektive geschichtliche Entwicklung [...] entgegen“.<sup>53</sup> Diese Abstraktion von einer rein zeitgeschichtlichen Bindung ist es u.a., die Sengle dazu bringt, Weerth in seiner monumentalen *Biedermeierzeit* als „großen revolutionären Satiriker“ einzustufen, der alle „überkommenen Künste der Satire kennt und sie meisterhaft mit seinem publizistischen Auftrag verbindet“.<sup>54</sup> Den *Schnapphahnski* sieht Sengle, „weil hier die Berichtform häufiger vorkommt“, eher als „satirischen Roman“ an, wenn auch gerade der „Formenreichtum“ darauf hinweise, daß auch er eine Satire im „alten Sinne“ ist.<sup>55</sup>

Böttger vermutet, daß das siebte Kapitel später als die ersten entstanden ist, denn es ist etwa „wie die Kapitel XIII bis XVIII auf der Grundlage literarisch-bildlicher Darstellung gestaltet.“<sup>56</sup> Der Exkurs knüpft allerdings eindeutig an den Anfang 1844 geschriebenen Reisebericht *Lon-*

---

<sup>52</sup> Vaßen meint dagegen, „angesichts der Funktionslosigkeit einiger Abschnitte könnte man von Manierismus sprechen“ und sieht in der „Heterogenität der einzelnen Teile“ eine der „Schwächen des Romans“ (Vaßen: *Georg Weerth*. [Anm. 33], S. 98.

<sup>53</sup> Karl Hotz: *Georg Weerth – Ungleichzeitigkeit und Gleichzeitigkeit im literarischen Vormärz*. Stuttgart 1976, S. 99

<sup>54</sup> Weiter heißt es: „Vergleicht man ihn [Weerth] mit Börne, so erkennt man die größere künstlerische Beweglichkeit Weerths mit allen Vorteilen und Nachteilen. Im Vergleich zu Heine hat er weniger vom aristokratisch-witzigen ancien-régime, weniger Rokoko-Reste“ (Friedrich Sengle: *Biedermeierzeit*. Stuttgart 1972, Bd. II, S. 178).

<sup>55</sup> Ebd., S. 179.

<sup>56</sup> Böttger: *Die Herausbildung des satirischen Stils [...]*. 1962 [Anm. 46], S. 253.

*doner Nebel*, das erste Kapitel der *Englischen Reisen*<sup>57</sup> an, ob er aber bereits vor der Arbeit an dem Kapitel fertig formuliert vorlag, ist nicht mehr zu klären. Doch aus einem anderen Grund ist Böttger zuzustimmen, denn völlig unklar wäre es ansonsten, warum dieses Kapitel nicht schon im Herbst 1848 im Feuilleton der *NRhZ* von Weerth publiziert wurde, zumal die Redaktion der Zeitung, nach der steckbrieflichen Verfolgung der beiden Redakteure Engels und Dronke, zeitweise große Probleme hatte, die Spalten zu füllen. Andererseits kann es natürlich sein, daß der Autor erst später, etwa im Frühjahr 1849, von den hier verarbeiteten Fakten aus Lichnowskys Biographie erfahren hat. – In der Buchfassung nimmt das Kapitel *Herzog C.* den gestrichenen Schlußsatz der sechsten Folge der Journalfassung wieder auf, der Ritter verläßt nach zwei im Ergebnis äußerst ungünstigen Abenteuern Brüssel: „Zunächst finden wir ihn [Schnapphahnski, B.F.] in Aachen. Tiefsinnig sitzt er auf dem Grabe Karls des Großen und spielt Roulette.“<sup>58</sup>

## XI. Die Nordsee

Im nachträglich eingefügten elften Kapitel *Die Nordsee* reist der Ritter über Hamburg nach Helgoland, wo er sich vermählt, eine Frau schwängert und daraufhin das Weite sucht. Merkwürdig ist hier, daß Weerth seinen Helden, nachdem dieser sich in Berlin unmöglich gemacht hat, unter einem Pseudonym auftreten läßt, so heißt es zu Beginn des Kapitels:

[...] einige behaupten, er sei sofort auf seine Güter nach der Wasserpolackei gereist; andere lassen ihn dagegen nach Norden ziehen und schwören darauf, daß er plötzlich auf einer Insel der Nordsee unter dem Namen eines Grafen von W. zum Vorschein gekommen sei [...] (*Schnapphahnski*. 1849, S. 126).

Die Helgoländer Affäre *Schnapphahnskis* ist bei den Zeitgenossen durchaus bekannt gewesen, wie z.B. die oben zitierte Tagebucheintragung Varnhagen von Enses unmittelbar nach der Buchlektüre zeigt.<sup>59</sup>

<sup>57</sup> *Kölnische Zeitung*, Nr. 80 vom 20. März 1844.

<sup>58</sup> *Schnapphahnski* 1849, S. 100, im Journaldruck: *NRhZ*, Nr. 95 vom 6.9.1848.

<sup>59</sup> Vgl. Varnhagen: *Tagebücher*. 1972. Bd. VI. [Anm. 23], S. 334f. Schon am 23. Juni 1846 findet sich in den Tagebüchern von Karl August Varnhagen von Ense folgende Eintragung: „Heute Besuch vom alten Bothmer [...] Er reist noch immer auf der Spur des angeblichen Grafen von Wrisberg, der sich mit



Der Entstehungsprozeß des *Nordsee*-Kapitels ist unklar. Es weist etwa die Struktur der ersten Kapitel auf<sup>60</sup>, andererseits enthält es – wie schon erwähnt – das Urteil des Königlichen Landgerichts zu Köln in der Verleumdungsklage gegen den Autor vom 4. Juli 1849. In der *Nordsee* wird der Leser eingeladen, einem Verleumdungsprozeß gegen Shakespeare, der „in seinen verwerflichen Dramen die nachteiligsten Dinge über den wahrheitsliebenden John und über das tugendhafte Dortchen“ erzählt hat, beizuwohnen:

Aber dafür erscheint er denn auch vor der Sternkammer, d. h. vor dem Zuchtpolizeigericht; die Klage lautet auf Kalomnie, und da der unglückselige Angeklagte in dem rotnasigen Lord Brougham einen sehr schlechten Advokaten hat, so hofft man, daß besagter Herr Shakespeare wenigstens zu 3 Monat Arrest und zu 5 Jahr Verlust der bürgerlichen Rechte verdonnert wird. Was können Sie also Besseres tun, als nach London reisen, um diesen famosen Prozeß mit anzuhören? (*Schnapphahnski* 1849, S. 130).

In einem fiktiven Schreiben an seinen „Freund“, den Ritter, rät der Autor ihm, um sein in Berlin erlittenes „Mißgeschick“ zu vergessen, nach St. Petersburg, Moskau oder eben zum Shakespeare-Prozeß nach London zu fahren, schließlich fällt ihm als letzter Vorschlag Paris ein, Veranlassung genug seine Erinnerung an den ersten Parisaufenthalt von Ende Juni/Anfang Juli 1846 an dieser Stelle einzubauen. Dabei benutzt Weerth eine kurze Skizze aus dem ungedruckten Manuskript *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten*, das er 1848/49 immer wieder als ‘Baustelle’ für seine Englandberichterstattung in der *NRhZ* benutzt.<sup>61</sup> Interessant vielleicht die beiden kleinen Veränderungen, die Weerth gegenüber seiner Textvorlage vornimmt: Dürfen dort im „Abendgolde“

---

einer Helgol<ä>nderin hat trauen lassen und später davongegangen ist. Ein Bildniß von ihm dient zur Leitung [...] es zeigt mehrere Narben, spanische Generaladjutantenuiform. Der Graf will in Schlesien die Schäfereien des Fürsten Lichnowsky besehen, bei der Gelegenheit auch dessen Schlösser, Familienbildnisse. Vielleicht sieht er ihn selbst.“ (Varnhagen: *Tagebücher*. 1972. Bd. VI. [Anm. 23], S. 365).

<sup>60</sup> Böttger: *Die Herausbildung des satirischen Stils [...]*. 1962 [Anm. 46], S. 253.

<sup>61</sup> So z.B. für den Artikel über die *Steuerverweigerung in England bei Gelegenheit der Reform-Bill im Jahre 1832* (*NRhZ*, Nr. 142/ 143 vom 14./15.11.1848). Dieser Artikel stammt zum großen Teil aus der unveröffentlichten *Geschichte der Radical Reformer von 1780 bis 1832*.

noch „reizende Franzosen *und*<sup>62</sup> Französinen in ihrer ganzen Grazie“ am Betrachter „vorübertanzen“, bleiben ihm in der Buchfassung nur mehr die „Franzosen in ihrer ganzen Lebendigkeit“ übrig, und diese „tanzen“ auch nicht, sondern „ziehen“ nur noch an ihm vorüber, ebenso bemerkenswert ist, daß „die ganze *Natur*“, die noch einmal im „Rausche der Liebe und der Wollust emporzujuchzen schien“ inzwischen scheinbar ‘ausgedient’ hat, und in der Buchfassung von 1849 durch „die ganze ungeheure Stadt“ ersetzt wird.

Die elfte und zwölfte Fortsetzung bilden in der Buchfassung das Kapitel *Die Herzogin*, das völlig unvermittelt damit beginnt, daß ‘unser’ Ritter wie ein „begossener Pudel, bleich, zitternd, kaduk“ (*Schnapphahnski*, 1849, S. 138) Berlin verläßt. Ein Beginn, der eigentlich an das Ende des zehnten Kapitels, *Die Huldigung*, anschließt, in dem sich der Ritter ja noch in der preußischen Hauptstadt befand. Die denkbar schlechte Integration des elften Kapitels *Die Nordsee* in den Gesamthandlungsrahmen deutet darauf hin, daß Weerth erst später, nachdem die letzte Fortsetzung in der *NRhZ* erschienen war, von dieser Begebenheit gehört hat, und sie danach für die geplante Buchpublikation, nebenbei auch zur notwendigen Ergänzung des Manuskripts, geschrieben hat. Möglicherweise entstand sie auch erst, als der größte Teil des Manuskripts bereits an Campe gesandt war, und aus terminlichen Gründen keine Möglichkeit mehr bestand, bessere Übergänge zu den vorherigen und den nachfolgenden Kapiteln herzustellen.

## XXI. Das Domfest *und* XXII. Der Gürzenich

Die Schlußkapitel, *Das Domfest* und *Der Gürzenich*, stellen eine erheblich überarbeitete Fassung des siebenteiligen Feuilletons *Das Domfest von 1848* dar, erschienen vom 18. bis zum 31. August 1848. Die Journalfassung umfaßt, wenn man den Seitenspiegel der Buchfassung zugrunde legt, etwa 70 Seiten und behandelt die Feierlichkeiten zur 6. Säkularfeier der Grundsteinlegung des Kölner Doms. Für die Schlußkapitel der Buchfassung kürzte Weerth das umfangreiche Feuilleton um 40 % auf 43 Seiten.

In beiden Kapiteln tritt der Autor selbst als Protagonist auf, sein eigentlicher Titelheld, Ritter *Schnapphahnski*, tritt völlig in den Hintergrund, taucht nur an zwei Stellen auf und spielt eine marginale Rolle. Die

---

<sup>62</sup> Hervorhebungen: B.F.

beiden Kapitel entfernen sich nicht „nur inhaltlich recht weit von ‘Schnapphahnski’ [...], sondern [sind] auch vom Ton her wesentlich polemischer“.<sup>63</sup> Der geringe inhaltliche Zusammenhang mit dem übrigen Text scheint wiederum darauf hinzudeuten, daß es Weerth hier in erster Linie um die Erweiterung seines Manuskripts ging, und daß er, in Verlegenheit um geeignetes Material, auf bereits veröffentlichte Texte zurückgreifen mußte, zumal möglicherweise auch der Zeitplan des Verlegers eine andere Lösung verhinderte.

In Kapiteln beobachtet der Ich-Erzähler zunächst, wie ein „eleganter, hübscher Mann“, ein „schöner Fremder“, von einem „fliegenden Buchhändler“ eine Ausgabe der *NRbZ* mit der neusten Fortsetzung des *Schnapphahnski* kauft, später dann, gegen Ende des letzten Kapitels, sieht er in Gedanken „denselben Fremdling“, einen „jungen, elegant-gekleideten Herrn“, wiederum auftreten, der sich schließlich als sein „schlimmster Ankläger“ entpuppt und ausruft:

Wehe über diesen profanen Skribenten, der alle preußischen Junker, ja, der den ganzen deutschen Adel verhöhnt hat, indem er, ach, so treu mein Leben schilderte, ja, indem er das Leben und die Thaten beschrieb: „des berühmten Ritters Schnapphahnski!“  
 – – (SW IV, S. 238).

In der *NRbZ* beginnt *Das Domfest von 1848* nach dem mit Kanonendonner und viel Spektakel gefeierten Dombaujubiläum pathetisch mit den Worten: „Große Tage liegen hinter uns. Tage, groß wie die Welt, groß wie der Dom. Erhabene Erinnerungen lassen sie zurück.“ Doch die ironische Brechung schließt unmittelbar daran an: „Erhabene Erinnerungen lassen sie zurück und manchen unangenehmen Schnupfen.“ (*NRbZ*, Nr. 79 vom 18. 8.1848). In der Buchfassung wird zunächst kurz ein Anschluß an das vorhergehende Kapitel hergestellt, dann wird das Pathos der Journalfassung geringfügig reduziert. Aus dem „unangenehmen“ wird nun ein „erhabener“ Schnupfen, nichtzusammengehörige Begriffe werden dabei in ironischer Weise miteinander gekoppelt. Auch die darauf folgende Beschreibung des Wetters, wird geändert, die exakte Angabe des Wochentages und der Tageszeit, die für den aktuellen Tagesbericht in der Zeitung vom 18. August 1848 interessant war, wird gestrichen, gleichzeitig wird ein offensichtlicher grammatikalischer Flüchtigkeitsfehler der Journalfassung verbessert:

---

<sup>63</sup> Hotz: *Georg Weerth* [...]. 1976 [Anm. 53], S. 108.

<i>Journalfassung 1848/49</i>	<i>Buchfassung [August] 1849</i>
Gab es je ein herrlicheres Regenschauer, als <i>das</i> vom Dienstag Morgen zwischen elf und zwölf? welches den Tag verherrlichte, wo der Protektor des Doms [...] (NRhZ, Nr. 79 vom 18.8.1848)	Gab es je ein trefflicheres Regenwetter als <i>das</i> , welches den Tag verherrlichte, wo der Protektor des Doms [...] ( <i>Schnapphahnski</i> . 1849, S. 231)

So wie hier die exakten Angaben gestrichen werden, so wird an anderer Stelle die im Journaldruck ausführlichere Schilderung der Übergabe der karnevalistischen Schellenkappe an den preußischen König für die Buchfassung auf einen Satz zusammengestrichen, die folgende kleine Szene, die im Jahre 1842 spielt, fällt ersatzlos fort:

Wir standen in der Komödienstraße, vor dem Eiserschen Saale, dem Lokale der jüngern Faschings-Gesellschaft. Da kam der königliche Wagen und eine Deputation, wenn ich mich nicht sehr irre mit dem Dr. B., dem jetzigen Abgeordneten zur Preußischen Versammlung an ihrer Spitze trat an den Wagenschlag und überreichte die herrlichste Mütze, die Schellenkappe, [...] (NRhZ, Nr. 79 vom 18.8.1848)

Einige kleine Änderungen betreffen den preußischen König und den Reichsverweser, die mit ironischem Unterton in der Journalfassung noch mit dem untertänigen Personalpronomen „unser“ verbunden werden, in der Buchfassung wird diese persönliche Bindung durch den schlichten Artikel ersetzt. Andererseits wird aus dem „guten“ im Buchdruck ein „vortrefflicher“ König.

Die Darstellung des Reichsverwesers Erzherzog Johann dagegen, in der Journalfassung noch relativ neutral, zumeist als alter Herr und gemäßigt positiv gezeichnet, wird für die Buchfassung gleich an mehreren Stellen umgearbeitet. Dabei wird eine Stelle, die als Lob für den Reichsverweser ausgelegt werden könnte, gestrichen:

Genug der Reichsverweser hat mir ausnehmend gut gefallen; was mich betrifft, so habe ich mir fest vorgenommen, ihn nie zu kränken, weder durch Wort noch durch Schrift; und was ihn angeht, so erwarte ich, daß Herr Johann ebenfalls Mitleid mit mir haben und mich nie köpfen lassen wird. (NRhZ, Nr. 79 vom 18.8.1848)

Und wenig später bleibt in der Buchfassung nur noch Weerths Hochruf für den König (*Schnapphahnski*. 1849, S. 236) übrig, während er in der

Journalfassung noch den preußischen König und den Reichsverweser gemeinsam hochleben läßt. An einer anderen Stelle ändert Weerth seine Beschreibung des zunächst eher sympathisch wirkenden Reichsverweser, dieses „alten Mannes“, dessen „Beredsamkeit [...], wie seine ganze Erscheinung etwas Rührendes“ hatte, in einen senilen „verwitterten Mann“, dessen „stotternde Beredsamkeit“ nur noch „rührend komisch“ (*Schnapphabnski*. 1849, S. 257) wirkt.

Aus der dritten Fortsetzung vom 20. August strich er die ausführliche und überaus ironische Präsentation der beiden überregional völlig unbedeutenden Kölner „Stadsänger“ Otto Inkermann (Pseud. Sternau) und Gustav Pfarrius (1800-1884), darunter die dort mitgeteilten drei Strophen eines „ächt germanischen Ragouts“ von Inkermann. Statt dessen wird der „Zauber der Inkermannschen Poesie“ der Journalfassung zum „Heuler der Sternau-Inkermannschen Poesie“, die „wie mit fernem Nachwächtergedudel“ verklingt.

Die in der am 22. August erschienenen vierten Folge des Feuilletons *Das Domfest von 1848*<sup>64</sup> ursprünglich enthaltene ironische Erwähnung des Abgeordneten Lichnowskys, im „schwarzen Frack“, von dessen „Beredsamkeit“ leider keine Kostprobe gegeben werden könne, wird für die Buchfassung gestrichen. Sie stützt noch einmal indirekt die Vermutung, daß für Weerth das *Schnapphabnski*-Feuilleton, von dem bisher fünf der insgesamt sieben geplanten Folgen erschienen waren, zu diesem Zeitpunkt abgeschlossen war:

In ihrem Gefolge bemerkte man [...]; im schwarzen Frack auch einen gewissen Fürsten Lichnowski. Weshalb sprach der Herr Lichnowski nicht ein einziges Wort? Der Abgeordnete Lichnowski werde uns gar zu glücklich gemacht haben, wenn er einmal das Feuerwerk seiner Beredsamkeit losgebrannt hätte. Wir hatten uns schon darauf gefreut. Wir lieben den Fürsten, er ist unser spezieller Freund, wir kennen ihn von seinen denkwürdigsten Seiten. Wir hätten für unser Leben gern eine Rede des geistreichsten aller Männer zu Protokoll genommen, *welch ein Stoff für ein neues Feuilleton!*<sup>65</sup> Aber der Fürst verschmähte es, zu seinen besten

<sup>64</sup> NRbZ, Nr. 82 vom 22.8.1848. Dieses Feuilleton kam gut beim Publikum an, wie die lobende Erwähnung im *Frankfurter Journal* zeigt: „[...] besonders verdient der Redakteur des Feuilletons genannt zu werden, Georg Weerth. Wen hätten nicht seine Beschreibungen des Dombaufestes entzückt?“ (Nr. 244 vom 7.9.1848).

<sup>65</sup> Hervorhebung: B.F.

Bekanntem zu sprechen. Treulos verließ er den Saal – treuloser Fürst! (NRbZ, Nr. 81 vom 20.8.1848)

Die vierte Folge war vor allem Franz Raveaux (1810-1851), dem Kölner Deputierten in der Frankfurter Versammlung, gewidmet. Weerth übernimmt nur drei Sätze dieser Folge in die Buchfassung und faßt seine ausführliche und überaus kritisch-ironische Darstellung Raveaux' auf knappe sechs Zeilen zusammen, denn, so resümiert Weerth schon in der NRbZ, „wir haben den Raveaux, der von Frankfurt für einige Zeit zurückkehrte, mit andern Augen zu betrachten als den Raveaux, den wir seinerzeit dorthin sandten“.<sup>66</sup> Letztlich ausschlaggebend für die Streichung war aber wohl, daß er eben „nicht so berühmt [...] wie der Kölner Dom“ ist (*Schnapphahnski*. 1849, S. 258). Raveaux ist übrigens noch öfter Zielscheibe des Weerthschen Spotts, so im NRbZ-Feuilleton *Fromme Wünsche*, in dem er ironisch seine geringe Bedeutung hinterfragt: „Was würden die Herren Raveaux und Venedey [...] sagen, wenn sie eines Morgens ganz wider Erwarten als große Männer aufständen!“<sup>67</sup>

Die sechste und siebte Folge des *Domfests von 1848* vom 27. und 31. August werden für die Buchfassung des *Schnapphahnski* vollständig gestrichen. Die sechste Folge bildet eine Hommage an den Kölner Dom mit einer Schilderung der Domfestfeierlichkeiten, daneben gerät es aber zu einer scharfen Auseinandersetzung mit der *Kölnischen Zeitung*, der lokalen publizistischen Konkurrenz. Es endet schließlich im Kölner Dom mit einer mitternächtlichen Geister-Erscheinung der in Köln verstorbenen französischen Königin Maria von Medici (1573-1642).<sup>68</sup> Die letzte Folge setzt diese Begegnung fort, die aus einer gespenstischen Führung durch den unfertigen Dom mit einem Geistergespräch über die ebenfalls unvollendete deutsche Einheit besteht. Hinzu gesellt sich die überlebensgroße (373 cm) und eindrucksvolle Steinskulptur des heiligen Christophorus.<sup>69</sup> Diese Folge klingt aus in einem wirren Alptraum, der von vielen Personen, die am Domfest teilnahmen und einigen historischen Gestalten ‘belebt’ wird. Im Traumgespräch des Ich-Erzählers mit der aus dem Grabe auferstandenen Maria von Medici versucht dieser seiner lang

<sup>66</sup> *Das Domfest von 1848*. – NRbZ, Nr. 82 vom 22.8.1848.

<sup>67</sup> *Fromme Wünsche* – NRbZ, Nr. 133 vom 3.11.1848 (vgl. SW IV, S. 115).

<sup>68</sup> Die *Kölnische Zeitung* brachte am 25.8.1848 einen Bericht über die Geschichte des Hauses Medici.

<sup>69</sup> Aufgestellt am Eingangspfeiler zur Marienkapelle, geschaffen um 1470 von Meister Tilman.

abwesenden mythischen Gesprächspartnerin, in einem Frage- und Antwortspiel die neusten politischen Ereignisse zu erklären:

„Sagen Sie mir doch, was verstehen Sie unter den Wiener und Berliner Ereignissen?“

„Revolutionen, teure Freundin!“

„Drücken Sie sich gütigst deutlicher aus – ich bin zu lange abwesend gewesen, als daß ich gleich wüßte, was Sie mit – Revolutionen meinen.“

„Volksbelustigungen, verehrte Frau! Man rottet sich zusammen, man stürmt einige Waffenläden, man baut Barrikaden, man schießt die königlichen Truppen nieder, man zieht vor das Schloß, und ehe man noch seine Forderungen gestellt hat, da ist auch schon alles bewilligt, und friedlich geht man wieder nach Hause. Nichts ist amüsanter!“

[...]

„Sie haben mir noch gar nicht gesagt, wer Sie sind?“ fuhr Maria fort und blickte mich fragend an (*NRbZ*, Nr. 90 vom 31. August 1848).

Dieses Gespräch erinnert an das fiktive Gespräch, das Heine mit dem im Kyffhäuser gefangenen Kaiser Barbarossa in *Deutschland. Ein Wintermärchen* führt:

[...] und sprach: „Um Gotteswill'n,  
Was ist das, Guillotiniren?“

„Das Guillotiniren“ – erklärte ich ihm –  
„Ist eine neue Methode,  
Womit man die Leute jeglichen Stands  
Vom Leben bringt zu Tode.“

[...] Und du, wer bist du, daß du es wagst,  
Mich so vertraulich zu duzen? (*DHA IV*, S. 127f.)

### *Zur Arbeitstechnik Weerths*

Über eine Einzelheit der Korrekturarbeit Weerths gibt das Detmolder Exemplar der *NRbZ* Auskunft, das aus dem Besitz von Georg Weerth stammt. Dabei geht es um zwei kleine grammatische Korrekturen, die mit geringem Aufwand durchgeführt werden konnten. Sie finden sich in

der zweiten Folge des Feuilletons *Das Dombaufest von 1848*<sup>70</sup> und stammen vom Autor, der für seine Korrekturen in diesem Fall also zunächst eine Ausgabe der *NRhZ* für die Umarbeitung benutzt hat:

<i>Journalfassung 1848/49</i>	<i>Korrektur</i>
Ich greife daher zu dem Küchenzettel, den jeder Gast in Großfolio-Format neben seinem Teller fand und den ich wohlweislich mit nach Hause <del>genommen habe</del> , um mich noch nachträglich davon zu überzeugen, ob ich auch gewissenhaft das ganze Verzeichniß durchgekaut <del>habe</del> . ( <i>NRhZ</i> Nr. 80 vom 19. August 1848)	nahm  hatte

*Buchfassung [August] 1849*

Ich greife daher zu dem Küchenzettel, den jeder Gast in Groß-Folio-Format neben seinem Teller fand und den ich wohlweislich mit nach Hause nahm, um mich noch nachträglich davon zu überzeugen, ob ich auch gewissenhaft das ganze Verzeichniß durchgekaut hatte. (*Schnapphahnski*, 1849. S. 243)

Inwieweit Weerth möglicherweise insgesamt bei den zahlreichen kleineren Änderungen, vor allem in den Fortsetzungen, in denen er ansonsten keine großen Streichungen oder Ergänzungen vorgenommen hat, die einzelnen Ausgaben der Zeitung für den Korrekturgang benutzt hat, läßt sich nicht mehr ermitteln. Immerhin, für etwa die Hälfte der Druckvorlage hätte Weerth die Ausgaben der *NRhZ* benutzen können, denn sieben Fortsetzungen wurden gänzlich ohne und sechs weitere mit nur unwesentlichen kleinen Änderungen in die Buchfassung übernommen.

An diesem Beispiel läßt sich jedenfalls sehr schön zeigen, daß Weerth die Journalfassung sehr gewissenhaft durchgearbeitet hat und dabei auch einige – zumindest für den heutigen Leser – scheinbar unwichtige Veränderungen bzw. Korrekturen durchgeführt hat. Bei genauer Betrachtung stellt man fest, daß es hier eine weitere Veränderung zwischen den beiden Fassungen gegeben hat, die nicht auf einer Korrektur Weerths beruht: Statt „Großfolio-Format“ lautet es nun in der Buchfassung „Groß-Folio-Format“, eine Veränderung, die vermutlich den Eigenheiten und Eigenmächtigkeiten des jeweiligen Setzers geschuldet sein dürfte. Ähnliche Änderungen aber auch orthographische ‘Korrekturen’,

<sup>70</sup> *NRhZ*, Nr. 80 vom 19.8.1848, das Exemplar aus dem Besitz von Georg Weerth befindet sich heute in der Lippischen Landesbibliothek (Sign.: Z 1848. 2°).



finden sich noch öfter. Als eindeutige Setzerfehler sei hier nur ein Beispiel angeführt: Hieß es in der Journalsfest des *Domfests von 1848*, daß der „Speisezettel“ der Feier im Gürzenich umringt war von „Arabesken und allegorischen Figuren: ein Küfer [...]“ so wird aus dem „Küfer“ durch einen Setzerfehler völlig unsinnig ein „Käfer“. – Andere kleinere Änderungen zeugen vom Versuch, durch Präzisierungen im Text der Kritik weniger Angriffsfläche zu bieten und dem Ziel größtmöglicher Authentizität einen Schritt näherzukommen. So kürzt er die in der Journalfassung etwas leger auf „zwanzig Jahre“ hochgerechneten „Gestikulier“-Übungen auf die Hälfte der Zeit, was also etwa der Zeit entspricht, während der Weerth den Ritter literarisch begleitet. So heißt es in einem Gespräch: „Ich hätte ihn nie für einen so großen Komödianten gehalten.“ – ‘Er hat sich zehn Jahre lang jeden Tag vor dem Spiegel im Gestikulieren geübt“ (*Schnapphahnski*. 1849, S. 194). Im 14. Kapitel, *Der Graf*, ändert Weerth den „flachen Sand“ der Journalfassung um in die sich anbietende geographische Entsprechung, die „Sahara“, was hier als Antithese zu dem kurz zuvor erwähnten Chimborazzo natürlich besser paßt und eine stilistische Verbesserung darstellt: „Sie treiben die Herzogin bis auf den Chimborazzo des Unerhörten und lassen sie plötzlich in die Sahara des Allergewöhnlichsten fallen“ (*Schnapphahnski*. 1849, S. 170). Solche relativ unbedeutende Veränderungen finden sich mehrfach im gesamten Text, wobei auch Merkwürdigkeiten wie die Geschlechtsumwandlungen des „Sophas“<sup>71</sup> vom moderneren Neutrum in das eher ältliche Maskulinum des 18. Jahrhunderts vorkommen. – Eine kleine Streichung betrifft die dritte Fortsetzung, das Kapitel *Berlin*. Bei der Überarbeitung der Journalfassung streicht Weerth die aus dem Gedächtnis zitierten Heine-Verse aus dem *Buch der Lieder* „Es ist eine alte Geschichte, / Doch ewig bleibt sie neu –“<sup>72</sup>, denn bei genauer Betrachtung haben sie recht wenig zu tun mit der renommierten Liebesaffäre *Schnapphahnskis*, der dabei scheitert, das Herz der Schauspielerin Carlotta zu erobern, die aber ihrerseits weder in einen andern verliebt ist, noch aus Verzweiflung gar den „ersten besten Mann“ heiratet. In der zwölften Folge der Journalfassung wird für das spätere Kapitel *Die Herzogin* das

<sup>71</sup> „das heute herrschende neutrale geschlecht kommt erst später vor, im 18. jahrh. noch vereinzelt“ (Jacob u. Wilhelm Grimm: *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig 1905, Bd. 10/1. Abt., Sp. 1402f.).

<sup>72</sup> Heine: *Ein Jüngling liebt ein Mädchen* (*Lyrisches Intermezzo XXXIX*); DHA I, S. 171.

Shakespeare-Zitat „si fortuna me tormenta, spero me contenta.“ (dt.: „Wenn das Schicksal mich quält, stellt mich die Hoffnung zufrieden.“)<sup>73</sup> eliminiert. Es stammt aus der Schlußzene von *Heinrich IV.*, und während bei Weerth der Ritter „plötzlich aus seiner Lethargie [erwachte] und den Entschluß [faßte], seinen letzten großen Coup zu wagen“, ist im Shakespeare-Stück soeben Falstaff vom König verbannt worden, ein befriedigender inhaltlicher Zusammenhang ist nur schwer zu erkennen.

### *Streichung anzüglicher, frivoler Passagen*

Neben den erwähnten größeren Überarbeitungen finden sich über den ganzen Roman verstreut einige Streichungen, die anzügliche Stellen, frivole und erotische Anspielungen betreffen. Um die Reaktionen auf derartige Textstellen, die doch Mitte des 19. Jahrhundert um einiges empfindlicher ausfielen als heute, einschätzen zu können, sei auf die Reaktion der Mutter Wilhelmine anlässlich des Feuilletonartikels, *Proklamation an die Frauen*, erschienen in der letzten Ausgabe der *NRhZ* vom 19. Mai 1849, verwiesen. Die Mutter beklagt bitter, daß der Sohn sich wieder einmal „in den Verdacht der Unsittlichkeit“ gebracht habe, woraufhin dieser am 1. Juni 1849 brieflich seine freizügigere Position darzulegen versucht:

Es ist freilich wahr, wir leben in mancher Beziehung, trotz aller Revolutionen, noch in einer prüden Zeit, wo man selten etwas beim richtigen Namen zu nennen wagt und wo man das Natürlichste hinter dem Unnatürlichen zu verbergen sucht. So errötet man alberner Weise auch noch vor der Sinnlichkeit. Ist nicht die Sinnlichkeit ebensogut eine menschliche Eigenschaft wie alle andern? Weshalb soll man Mummenschanz damit treiben? Ich sehe das nicht ein, ich halte es für abgeschmackt. Ich begreife nicht, daß man nicht geradeso sinnlich schreiben soll, wie man sinnlich fühlt und denkt. Oh, die Leute sollten nur beim König Salomo, beim alten Aristophanes oder bei Vater Goethe in die Schule gehen, da würden sie einsehen, daß ich recht habe. (SB I, S. 480)

Und genau diese von Weerth für sich reklamierte Darstellung der Sinnlichkeit ist es, die seine Mutter entsetzt, und die andererseits seine literarische Leistung, nach Ansicht von Friedrich Engels, auszeichnet. In einem Gedenkartikel von 1883 schreibt er: „Worin Weerth Meister war,

<sup>73</sup> Shakespeare: *König Heinrich IV.*, 2. Teil, V, V.

worin er Heine übertraf (weil er gesunder und unverfälschter war) und in deutscher Sprache nur von Goethe übertroffen wird, das ist der Ausdruck natürlicher, robuster Sinnlichkeit und Fleischeslust.<sup>74</sup>

Wenn Weerth hier einzelne Streichungen vornimmt, so mag das ein Eingeständnis gegenüber Campes Bedenken sein, die sich inzwischen stärker gegen allzu frivole Anspielungen als gegen politische Angriffe richteten. Natürlich mußte der Verleger als guter Ökonom daran interessiert sein, die gedruckten Bücher später auch verkaufen zu können, was sich im Briefwechsel mit Heine besonders gut zeigt. Im Zusammenhang mit der Publikation von Heines *Doktor Faust*, vor allem aber den dazugehörigen *Erläuterungen* sah er Schwierigkeiten beim Verkauf voraus und schrieb deshalb am 16. September 1851 an den Autor:

Genug, ich glaube, es ist ein schlimmes Ding mit dem Faust, der Stänkereien in das Buch bringt und namentlich durch die Erläuterungen und das Homagium, die *Damenwelt* für dessen Eingang verschließt. –

Es ist wahr, die Erläuterungen bilden eine sehr fleißige literair-historische Arbeit; alles was von Hurerey p geredet wird, liegt in den *Citaten*, direct geht das nicht auf Ihre Kappe –; ebenso läßt sich nicht läugnen, daß auf jeder Seite der Bibel vielleicht noch Schlimmeres steht, das ist wahr. Bei uns rügt man es – dort ist es „Gotteswort“ man denkt Gott habe so geredet und duldet es – bei uns nennt man es aber Unflätherei (HSA XXVI, S. 317).

Bei Weerth nehmen sich allerdings die Streichungen eher wie Alibi-handlungen aus, von konsequenter Überarbeitung oder gar Streichung anzüglicher Stellen im *Schnapphahnski* kann eigentlich kaum die Rede sein, was dem Autor auch durchaus klar ist, und so spricht er in der elften Folge bzw. im Romankapitel *Die Herzogin* seine Leserinnen entschuldigend an:

Meine freundlichen Leserinnen werden meine Noth begreifen, wenn ich ihnen rund heraus sage, daß ich dazu gezwungen bin, mich über eine Dame auszulassen, deren Schicksale so wenig an das .Leben einer Heiligen erinnern, daß ich wirklich nicht weiß,

<sup>74</sup> *Der Sozialdemokrat* (Zürich), Nr. 24 vom 7.6.1883 (vgl. Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Berlin 1972, Bd. 21, S. 5ff.). Engels benutzt hier für seine Heinekritik mit den Gegenbegriffen 'gesund' und 'unverfälscht' Schlagworte der Junghegelianischen Heinekritik der frühen 40er Jahre und der nationalen zeitgenössischen Heinekritik.

ob nicht manche Lilienwange über meine Schilderung leise erröten und manche kleine Hand diese Blätter zornig zerreißen wird in tausend Stücke. – Was soll ich thun? (Schnapphahnski. 1849, S. 142)

Und gerade diese Fortsetzung, die pikanterweise noch vor der Ermordung Lichnowskis publiziert wurde, enthält allzu viele Anzüglichkeiten und erotische Anspielungen, die für die Buchfassung gestrichen werden müssen. So schweift der Autor in der Journalfassung (*XII. Die Herzogin*) bei der Beschreibung der Herzogin ab, und eine längere Streichung wird nötig:

Ich bitte sehr um Entschuldigung! Die Herzogin trägt falsche {W....}– Ich stoße immer wieder auf Schwierigkeiten, {aber ich versichere meinen freundlichen Leserinnen, daß mir schon mehr als tausendmal die Augen vor Entzücken übergegangen sind, wenn ich bei häßlichem Regenwetter plötzlich eine niedliche Hand die Seide des Gewandes schüchtern emporheben sah und jene selige Rundung erblickte, die so harmonisch in den kleinen Fuß ausläuft, daß man vor süßem Erstaunen die Hände zum Himmel erheben und die große Meisterin, die Natur laut preisen möchte und ihr lobsingend aus dankerfülltem Herzen. – Die Herzogin hat falsche H.... Ich verwickle mich immer mehr, aber ich möchte meinen Arm um eine schlanke Taille legen und den heiligen Schwur thun, daß es nichts Schöneres auf Erden gibt als diese wespenschlanke Landenge Panama [...] Es versteht sich von selbst, daß ich nicht von der Herzogin spreche. – Die Herzogin hat einen falschen C... Aber Aber jetzt höre ich auf.} <sup>75</sup> Falsche Hüften – ich verwickle mich immer mehr. Einen falschen Cul – aber jetzt höre ich auf (NRhZ, Nr. 106 vom 19.9.1848).

Diese Zeichnung der Herzogin erinnert – wiewohl Weerth Andeutungen frivoler sind – stark an eine Szene in Kleists *Kätchen von Heilbronn*. Dort wird die vorgetäuschte Schönheit Kunigundes vom Burggrafen von Freiburg, der seine Informationen von Kätchen bekommen hat, die Kunigunde beim Bade überrascht hatte, ganz ähnlich beschrieben.<sup>76</sup>

<sup>75</sup> NRhZ, Nr. 106 vom 19.9.1848. Die eingeklammerten Passagen {} fehlen im Buchdruck.

<sup>76</sup> *Burggraf von Freiburg*: „[...] Es ist eine mosaische Arbeit, aus allen drei Reichen der Natur zusammengesetzt. Ihre Zähne gehören einem Mädchen aus München, ihre Haare sind aus Frankreich geschrieben [...] und den Wuchs, den ihr an ihr bewundert, hat sie einem Hemde zu danken, das ihr ein Schmied

Völlig entfällt in der Buchfassung die noch in derselben Folge ange-deutete Beischlafszene, deren Authentizität durch die Berufung auf „vorliegende Papiere“ gestützt wird, und bei der sich die Gräfin einen „dicklichen ältlichen Herrn“ für ein nächtliches Stelldichein auswählt, ihn in seinem Zimmer aufsucht, sich später aber als eine Dame von „Geist“ erweist:

Die Nacht verstreicht so glücklich wie möglich; [...] und als es ans Scheiden geht, fühlt sich der dicke Herr gedrunen, ihr nicht nur für ihre Hingebung, sondern namentlich dafür den tiefgefühlten Dank auszusprechen, daß sie dieselbe soweit getrieben hat, auf sein Zimmer zu kommen, statt ihn auf das ihrige kommen zu lassen. Mit einer enormen Naivität entgegnete da die Herzogin auf den überfließenden Dank des Dicken: *Pas de quoi!* Sie habe gehört, daß dicke Leute auf dem Kulminationspunkt der Glückseligkeit mitunter vom Schläge getroffen würden, und da habe sie, *après tout*, doch lieber gewollt, daß dies auf seinem Zimmer passiere – – auf dem ihrigen wäre es fatal gewesen. „Meine Leser werden sich davon überzeugen, daß wir es mit einer geistreichen Dame zu thun haben.“<sup>77</sup>

Davon, daß die Herzogin mit „allen Kutschern und Domestiken in dem traulichsten Centralverhältniß“ stehe, und ihr ausschweifender Lebenswandel „bis in’s Schaamloseste gehe“, sollen die Leser der Buchausgabe ebensowenig erfahren, wie von der Wollust des Ritters Schnapphahnski, von dem es an anderer Stelle in der Journalfassung noch heißt: „Der Ritter brannte auf die Dame; die Dame nicht weniger auf den Ritter.“

*Bemerkung zur Edition des Feuilletonromans* Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski

Nach über einhundert Jahren wurde Weerths *Schnapphahnski* 1956 in den von Bruno Kaiser herausgegebenen *Sämtlichen Werken* wieder zum Leben

---

aus schwedischem Eisen verfertigt hat“ (Heinrich von Kleist: *Das Käthchen von Heilbronn*. V, 3). Ganz ähnlich heißt es in den *Nachtwachen des Bonaventura*: „Ich [...] hätte gern [...] das ganze Geschlecht im Negligée angeschaut, wo es noch keine Schminke, falsche Zähne und Zöpfe und Brüste und Hintere auf- – und an- – und umgelegt [...]“ ([Ernst August Friedrich Klingemann]: *Die Nachtwachen des Bonaventura*, hrsg. von Raimund Steinert. Potsdam 1920, S. 215f. (*Zwölfte Nachtwache*)).

<sup>77</sup> NRhZ, Nr. 106 vom 19.9.1848.

erweckt. Kaiser edierte nach den in den 50er Jahren vorherrschenden Standards der Editionsphilologie mit der Buchfassung die Ausgabe 'letzter Hand', dabei teilte er in den Anmerkungen der Ausgabe die meisten, vor allem die größeren, Veränderungen gegenüber der Journalfassung mit. Dennoch ist es mehr als mühevoll, daraus den ursprünglichen Text des Feuilletonromans zu rekonstruieren, und das siebenteilige Feuilleton, *Das Domfests von 1848*, eines der besten Feuilletons von Weerth, kann bis heute nur in der für den *Schnapphahnski* um nahezu die Hälfte gekürzten Fassung rezipiert werden.<sup>78</sup>

Daß die Journalfassung durch die um 50% erweiterte Buchfassung nahezu erdrückt wird, ist offensichtlich, ihr Eigenleben als Fortsetzungsroman geht dabei vollends verloren. Die zahlreichen Streichungen und Überarbeitungen nehmen dem Text die Lebendigkeit und Authentizität und sorgen dafür, daß er in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr zu erkennen ist. Auch die Einbindung in eine politische Zeitung mit ihren tagespolitischen Nachrichten, Berichten, Kommentaren und Aufrufen wird durch die ausschließliche Edition der Buchfassung, die einen formal traditionellen Roman mit *Vor-* und *Nachspiel* präsentiert, verdeckt, was Michael Vogt bei seinem Vergleich der beiden Fassungen wie folgt kommentiert:

Wer die Buchfassung liest, in der Erstfassung 273 Seiten hintereinander, hat einen in sich relativ geschlossenen Text vor Augen, wengleich stellenweise die Arrangements und Montagen noch deutlich erkennbar sind. Wer das untere Drittel der NRhZ vor Augen hat, liest – einfach Zeitung, liest eine gleichermaßen politisch entschieden demokratische wie für den Zeitungsverlag absatzfördernde Enthüllungsstory in unregelmäßigen Fortsetzungen: 'Erbärmlichkeiten aus der Welt des Hochadels'.<sup>79</sup>

Bei einer Neuedition des *Schnapphahnski* muß dem Journaldruck eine zumindest gleichwertige Rolle eingeräumt werden, denn es sollte der 'Text', wie der Editionsphilologe Herbert Kraft es fordert, ediert werden, der „am Schnittpunkt von Produktion und Rezeption Werkcharakter begründet hat (der Erstdruck): so wird die Literatur in ihrer vergangenen Geschichte und für ihre gegenwärtige wie zukünftige Geschichte doku-

---

<sup>78</sup> Ein Mißstand, den auch die von Jürgen-Wolfgang Goette, Jost Hermand und Rolf Schloesser herausgegebene zweibändige Ausgabe *Vergessenen Texte* (Köln 1975/76) nicht beseitigt hat!

<sup>79</sup> Vogt: Georg Weerths „Schnapphahnski“. 1995 [Anm. 40], S. 105.

mentiert.<sup>80</sup> Im Fall von Weerths *Schnapphahnski* ist aber die Produktions- und Rezeptionsgeschichte nicht mit dem Erscheinen der letzten Folge der Journalfassung beendet.<sup>81</sup> Mit der Überarbeitungsphase für die Buchfassung, deren Beginn mit großer Wahrscheinlichkeit auf Ende Januar festgelegt werden kann, wird der ein zweiter 'Produktionsprozeß', der in der Überarbeitung der Journalfassung besteht, aufgenommen, die Rezeptionsgeschichte setzt wiederum ein mit dem Erscheinen der Buchfassung um den 10. August 1849, wenn auch die öffentliche Wirkung scheinbar überaus gering war. Für den künftigen Editor folgt daraus, daß beide Fassung gleichberechtigt als 'Text' im Paralleldruck ediert werden müssen, da die Unterschiede so umfangreich sind, daß sie nicht mehr überschaubar in einem Lesartenapparat darzustellen sind und einen Fassungsvergleich verhindern.<sup>82</sup> Daß auch inhaltliche Gründe für das skizzierte Verfahren sprechen, haben die Beispiele für Textstreichungen in der Journalfassung gezeigt. Würde man weiterhin nur die Buchfassung edieren, so würde der unmittelbar in der historischen Situation wirkende Text, der dem Autor immerhin eine dreimonatige Haftstrafe einbrachte, seiner Authentizität beraubt werden, die spätere Buchfassung hingegen hat ja die erklärte Funktion, vor Gericht als Verteidigungsschrift für den angeklagten Autor zu dienen. wie aus einem Briefkonzept Weerth vom 29. September 1849 an den Präsidenten des Königlichen Landgerichtes hervorgeht:

[...] seit dem Erscheinen des „Lebens und der Taten des berühmten Ritters Schnapphahnski“ bei Herren Hoffmann & Campe in Hamburg [besteht] wohl kein Zweifel mehr daran [...], daß die ehrenwerten Richter des Königl. Landgerichtes etwas anderes als meine vollständige Freisprechung dekretieren werden“ (SB I, S. 509).

---

<sup>80</sup> Herbert Kraft: Geschichtlichkeit, nicht Vermächtnis – oder Authentizität statt Autorisation. – In: Kraft: *Editionsphilologie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1990, S. 18-38, hier: S. 29.

<sup>81</sup> Auch die zwei Monate nach der letzten Folge des Feuilletonromans im März 1849 in der *NRhZ* erschienene *Berichtigung in Betreff des berühmten Ritters Schnapphahnski* (*NRhZ*, Nr. 249 vom 18.3.1849.) muß für die Journalfassung berücksichtigt werden.

<sup>82</sup> In der vom Verf. vorbereiteten *Kritischen Ausgabe sämtlicher Werke* Georg Weerths, soll im dritten Band im mit neben den Texten aus der *NRhZ* ein Paralleldruck der beiden Fassungen erfolgen.

Eine ausschließliche Edition der Journalfassung wäre allerdings eine ebenso schlechte Lösung, müßte man doch dann etwa 50 % zusätzlichen Text in einen Variantenapparat verbannen, die Streichungen, die Weerth im Journaltext für die Buchfassung vorgenommen hat, müßten im Journaltext durch diakritische Zeichen bezeichnet werden, da sie im ansonsten nur unzureichend dargestellt werden können; die Folge wäre eine ähnlich unbefriedigende editorische Situation wie heute. Wie wichtig es wäre, endlich die Journalfassung nach über 150 Jahren in seiner ursprünglichen Fassung zu edieren, zeigt nicht zuletzt, daß der *Schnapphahnski* in allen Untersuchungen als erster ‘deutscher Feuilletonroman’ apostrophiert wird.

Im Gegensatz zur erweiterten Buchfassung besitzt er im übrigen das, was der Buchfassung zu Recht abgesprochen wird, einen – wenn auch offenen – Schluß. So ist in der letzten, am 21. Januar 1849 erschienenen, Fortsetzung Weerths Titelheld, der Ritter *Schnapphahnski*, in der Gegenwart angekommen und bereitet sich auf seinen großen Auftritt im Vereinigten Landtag vor, mit einer in eine Frage gekleideten ungewissen Vor- ausdeutung endet sie schließlich:

Schnapphahnski sprach's. Er ging hin, und wenn er auch kein Montalembert wurde, kein Larochejaquelin, kein Lamartine, kein Guizot, kein Thiers, kein Redner des Unterhauses oder des Oberhauses, so wurde er wenigstens – – nun, was wurde er denn? (NRhZ, Nr. 201 vom 21.1.1849).